

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißiger Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 5.

Donnerstag am 28. Juli.

1853.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von
Ernst Friese.

Die Brüder.

(Schluß.)

Diese ganze Last der Furcht, der Sorge und der Pflege fiel bisweilen mit einer erschreckenden Schwere auf seine junge Seele. Was lag ihm nicht alles ob? Er mußte mit Kraft und Anstrengung arbeiten, um die Wirtschaft zu erhalten — er mußte täglich mit Trübsal kämpfen — er mußte sich allen weiblichen Dienstleistungen unterziehen. Gewiß es war zu viel für seine jungen Schultern.

Zuweilen fiel ihm ein: ob er nicht heirathen und in seiner Frau eine Stütze für sein körperliches und geistiges Wohl suchen solle. Seine Gedanken irrten dann zu einer Gestalt hin, die schon längst, in aller Ehrbarkeit, das Ideal einer Frau für ihn gewesen war. Aber er wagte nichts, also blieb es Monate lang beim Alten.

Dies Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit war

Johanne, die hinterlassene Braut seines hingerichteten Bruders.

Auch sie lebte, wie erdrückt unter der unverschuldeten Last ihres Geschicks, als Braut eines Mörders im Dorfe, zwar nicht gerade gemieden, dazu konnte selbst der Meid keine Veranlassung finden, aber dennoch vereinzelt und einsam. Ihr Herz war schwer verwundet, und ihr Ehrgefühl schwer gekränkt.

Sie mischte sich nicht mehr unter die Gevatterninnen ihrer Jugend, wenn diese zum Tanze, zum fröhlichen Geplauder gingen, sondern sie saß traurig daheim und suchte sich an den Bildern der schönen Vergangenheit zu laben.

Johanne war ein liebes, stilles und sanftes Geschöpf. Bierlicher als die Mädchen des Dorfes, feiner und anmuthiger. Sie hatte immer etwas Apartes gehabt und das wurde ihr jetzt zum Fluche, denn man höhnte sie damit.

Man fragte sie oftmals: nun würde sie doch gewiß eine Nonne. Nun würde sie wohl erst eine Wallfahrt nach Jerusalem für das Seelenheil ihres geköpften Bräutigams thun wollen, ehe sie wieder zum Tanze ginge. Man kennt ja das ländliche täppische Wesen bei solchen Veranlassungen.

Johanne lächelte dann traurig, aber sie entgegnete nichts, obwohl sie in frühern Tagen durch ihre klugen und hübschen Antworten manchen zum Schweigen gebracht hatte. Sie gehörte zu jenen Frauennaturen, die trotz ihrer frommen und sanften Manier eine heisende Schärfe entwickeln können, wenn sie angegriffen werden.

Wäre sie eine der Reichen des Dorfes gewesen, so hätte sich dennoch wohl wieder ein Bewerber um ihre Gunst gefunden, so aber mußte sie im Voraus darauf verzichten, zur Gattin eines braven Mannes gewählt zu werden und sie that dies von Herzen gern. Sie hatte viele kleine Geschwister und eine kränkliche Mutter. Sie mußte mit dem Vater wacker zugreifen und dadurch füllte sich ihre Zeit so hinlänglich aus, daß bisweilen Wochen vergingen, ohne daß sie in der Straße des Dorfes sichtbar wurde.

Philipp hatte sie lange nicht gesehen. Sein Herz verlangte wohl danach, denn wir müssen eingestehen, daß er schon bei Lebzeiten seines Bruders einige Male gedacht hatte: die möchtest Du auch wohl zur Frau haben. Aber weiter war er mit seinen Gedanken nie gekommen. Er war zu ehrlich und zu brav zur Mißgunst und es lag nicht in seinem Charakter, leidenschaftliche Wünsche zu pflegen. Ihm hatte vollkommen genügt, daß Johanne freundlich gegen ihn gesinnt war, und zu seinen liebsten und freundlichsten Erinnerungen gehörte die Antwort, die sie ihm einstmal gegeben, als er sein Wohlgefallen an ihrer Persönlichkeit geäußert hatte: „nun Philipp, wenn ich Deinen Bruder nicht hätte, so könntest Du mir auch schon gefallen!“ —

Der Sommer war wieder in's Land gekommen. Es war ein warmer, schöner fruchtreibender Sommer! Mit Lust arbeiteten die Landleute im Felde. Es wuchs ihnen unter den Händen, es gab täglich zu schaffen, täglich nachzuhelfen. Die Aussicht auf eine sehr glückliche Ernte stimmte alles zur Fröhlichkeit und erhob die ermattenden Kräfte immer von neuem.

Philipp arbeitete unermüdet. Gott hatte seine Felder gesegnet wie noch nie. Alles stand üppig, alles wuchs, alles gedieh!

In der ununterbrochenen Beschäftigung mit seinen Feldarbeiten vergaß er das Leid der letztver-

gangenen Zeit und wurde wieder heiter und froh. Zwar störte der Anblick seiner Mutter, die stumpfsinnig und muthlos im Großvaterstuhle hockte und ihr tägliches Klage lied ganz unverändert sang, seine frohe Laune im Hause, allein draußen, in Gottes freier Natur, da hob sich seine Brust unter frischem Athemzuge — da klopfte sein Herz voll und stark und das Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit an all' dem hereingebrochenen Jammer härkte seine neu erwachende Lebenslust.

An dem Morgen eines Junitages zog er frohmüthig hinaus in's Feld, mit Hacke und Schaufel bewaffnet, um die Winterkartoffeln, die wunderschön emporgewachsen waren, zu hacken und zu häufeln. Ein leichter Regen hatte die Felder gesegnet und der Atmosphäre einen belebenden Hauch verliehen. Die Arbeit ging ihm rasch von Händen; sie schien ihm wenig Beschwerde zu machen, denn er pfiß sich eine heitere Melodie dazu.

Stolz hoben sich die grünen hübschen Krautbüsche unter seinen Händen, feck schaueten sie von ihren kleinen Hügelchen auf das andere Kraut des Feldes hinab und schaukelten sich leichtfertig im linden Wehen des Windes. Es sah sich beinahe an, als lachten sie zu dem lustigen Liedchen des wackern Philipp, das er bei seiner Arbeit pfiß.

Einen Augenblick ruhete nun Philipp. Es war noch früh am Tage. Sein Acker lag hoch, man konnte von dort aus das Dorf mit allen seinen Gärten und Feldmarken übersehen.

Philipp ließ wohlgefällig lächelnd seinen Blick über die niedrigen Feldstriche hinwegschweifen — überall standen die Kartoffeln noch ungehäufelt, die Leute hatten noch keine Zeit erübrigen können, diese Arbeit zu thun. Freilich die meisten von ihnen waren auch nicht halb so fleißig wie er! Nur unten, tief unten links, nahe am Dorfe, da waren einige Menschengestalten geschäftig, das gleiche Werk zu beginnen. Es waren zwei Knaben. Richtig, er erkannte sie — es waren Johannens Brüder und — da kam sie ja selbst.

Ein eigenthümliches Gefühl durchrieselte Philipp's Brust. Es war eine Empfindung, als würde der Himmel über ihm weit und weiter, als blüheten Blumen um ihn, als ertöne eine Stimme wie Vösaunenschall: „Du kannst ja noch glücklich

werden auf dieser Welt! Was hast Du denn verschuldet und was hat sie verschuldet!"

Er stand und schauete und versäumte seine Arbeit. Es trieb ihn hin zu ihr. Was er eigentlich wollte, wußte er nicht ganz sicher und klar. Er sah, wie sie sich von der Erde aufrichtete, ihren Brüdern Anweisungen ertheilte und dann eine Strecke höher hinaufschritt, um dort weiter zu arbeiten.

Fast unbewußt dessen, was er that, warf Philipp seine Geräthschaften hin und schritt eilig, vom Sturm neuer Hoffnungen und neuer Wünsche getrieben, dem Orte zu, wo das junge Mädchen in tiefem Nachsinnen verloren, ruhig und wacker arbeitete. Sie hörte ihn nicht, bis er bei ihr stand und mit leichtbewegter Stimme sagte: „guten Tag, Hannchen, wie geht es Dir denn?“

Sie schrak auf und starrte ihn sprachlos an. Seine Stimme hatte einer andern längst vergangenen Stimme so sehr ähnlich geklungen. „Ach, Du bist's, Philipp“ — entgegnete sie mit kurzem Athem. „D, es geht mir schon gut genug — jetzt geht es wieder“ — setzte sie fast unhörbar hinzu. Dann fragte sie hastig: „was macht denn die Mutter — Deine Mutter,“ verbesserte sie sich.

„Sie ist gesund,“ antwortete Philipp seufzend. „Warum besuchst Du sie nicht?“

„Ach Du lieber Gott, wie mücht' ich das wagen und doch thät' ich's so gerne“ — flüsterte das Mädchen mit weicher, gebrochener Stimme.

Philipp faßte ihre Hand. „Johanne, liebe Johanne, warum trösten wir uns denn nicht gegenseitig — wir gehören doch durch unser Schicksal einmal zusammen bis in die Ewigkeit“ —

„Bist Du denn wohl ein einzig Mal zu uns gekommen, Philipp?“ fragte das Mädchen mit sanftem Vorwurfe. „Hast Du mich nicht gemieden, als sei ich Schuld an unserm Unglücke?“ —

„Nein,“ rief Philipp, sie erschrocken unterbrechend, „nein, gemieden hab' ich Dich nicht, Hannchen.“

„Freilich bin ich eigentlich auch Schuld,“ fuhr Johanne fort. „Hätte mich Heinrich nicht so lieb gehabt, so wäre er vielleicht nie auf so gottlose Gedanken gekommen. Das ist der Kummer, der mich drückt.“

Philipp fühlte ein unsägliches Erbarmen mit dem Mädchen, das ohne weichliche Thränen und doch mit dem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes vor ihm stand. Sein Entschluß reifte im Augenblicke und er führte ohne Prüfung aus, was er kaum klar gedacht hatte. Er legte seine beiden Hände auf Johannens Achseln, sah ihr treuherzig in das hübsche traurige Gesicht und sagte: „Hannchen, ich sehe wohl, für jeden einzelnen ist die Last zu schwer, die uns Gott geschickt hat. Heute zum ersten Male fiel es mir ein, ob wir beide nicht zusammenhalten und gemeinschaftlich in Liebe und Treue das tragen könnten, was der Herr uns auferlegt hat. Hannchen ich will Dich ehren und lieben, wie nur einer“ — Er schwieg vom Gefühle übermannt.

Johanne hatte erst etwas erstaunt zu Philipp empor geblickt, als er seine Rede begann. Dann überslog ein tiefes Roth ihr Gesicht und in der Verwirrung, womit sie zurücktrat, verrieth es sich, daß ihr Herz bei diesem Vorschlage nicht unbetheiligt blieb.

„Willst Du nicht, Hannchen?“ fragte Philipp betrübt. „Sieh, Du könntest mich früher gut leiden. Ich will von jetzt an alles thun, um Dir zu gefallen, ich will Dir helfen, Dir beistehen, Dich trösten — vielleicht wendet sich Dein Herz dann zu mir — Hannchen versuche es wenigstens!“

Johanne stand mit gesenktem Haupte vor ihm. Der Gedanke an diese Verbindung war ihr zu neu, der Antrag kam ihr zu überraschend und doch? — Ein verstohlener Blick in das ehrliche, gute Gesicht des jungen Mannes, ein einziger verstohlener Blick in dies treue, blaue Auge! War es nicht, wie ein neuer Lebensstrom, was ihr Herz dabei plötzlich durchwallte — war es nicht der Glanz einer seligen Freude, der alles plötzlich um sie her hell und licht machte?

Sie hatte bis dahin Philipp nicht geliebt, nein, ihr Herz war von einer herzlichen Neigung zu seinem Bruder gänzlich ausgefüllt gewesen; aber von diesem Augenblicke an wendete sich die Neigung ihres guten warmen Herzens ihm zu und er wurde der wahre Erbe seines unglückseligen Bruders.

Johanne hätte es für eine Sünde gehalten, spröde zu thun, deshalb stand sie an, ihrem Bewerber nach wenigen Augenblicken stiller Samme-

lung, offenherzig ihre innige Freude über seinen Antrag zu gestehen und ihm die Hoffnung zu eröffnen, daß sie überzeugt sei: das einzige Glück, worauf sie in dieser Welt noch hoffen könne, bei ihm zu finden.

Der Bund war geschlossen. Das neue Verhältnis wurde der Mutter mitgeteilt. Sie hörte stumpf-sinnig zu und hatte nichts dagegen. Aber sie hatte den größten Vortheil davon. Johanne weckte nach und nach ihr religiöses Gefühl, fügte die kindlichste Pflege hinzu und hatte schon nach kurzer Zeit die Genugthuung, daß sie von der armen, verlassnen Mutter als der gute Engel des Hauses betrachtet wurde.

Im Dorfe erregte die neue Verbindung wenig Verwunderung. Es war jedem, als hätte dies so kommen müssen. Johanne und Philipp sind glückliche Leute geworden. Sie hatten beide das Herz auf dem rechten Fleck und den guten Willen „recht zu leben!“

Blumen und Frauen.

Nach einem Bericht eines Herrn A. in Nr. 67 der „Sächs. Conslit. Zeitung“ hat Herr Mathematikus Helmert im Verein für's Leben in Dresden am 19. März einen Vortrag über das Blühen der Pflanzen gehalten und ganz zum Schluß, wohl aus Rücksicht auf die ebenfalls zahlreich anwesende Damenwelt, einige poetische und der Poesie entnommene Vergleichen zwischen Kindern und Blüten, und zwischen Frauen und Blumen beigelegt, welche Parallelen auch ihre Absicht erreichten und eine allgemeine Heiterkeit unter den Zuhörern hervorriefen.

In Bezug auf letzteren Gegenstand erlaube ich mir die sinnreichen Bemerkungen eines namhaften neueren Gelehrten hier mitzutheilen, wäre es auch nur, um unserer Damenwelt zu zeigen, welche sorgfältige Aufmerksamkeit ihnen selbst die Gelehrsamkeit widmet. —

„Am Sinnigsten und Reichsten“ sagt der betreffende Verfasser,“ finden wir die Weiblichkeit der

Natur in der Blumenwelt ausgedrückt, wie sich dieses sogar in der Geschichte noch geltend macht.

Daß in der Pflanze überhaupt und in ihr zuerst, auch wieder das männliche und weibliche Princip sich vollbringt, geht uns hier nichts an, sondern wir erkennen die Blumen selbst als das schönste, treueste Symbol für die weibliche Natur. Die Sprache ist hier eben so sinnvoll, wie die Natur in ihrer Blumsymbolik. Auch sagen wir mit Recht ebenso *Damenflor*, wie wir etwa *Melkenflor* sagen.

Die beliebtesten Blumen benennen wir weiblich, und wo die Männlichkeit sprachlich hervortritt, da könnte man das damit Bezeichnete als das Mannweib der Blumenwelt nehmen, welches aber dennoch vorherrschend Weib ist, wie wir entsprechende Charaktere auch in der Geschichte vorfinden. Und wie wir in tausend Gestalten der Vegetation, in Gestalten, welche Jahrtausende überleben, die ungeheure Kraft und die Dauer gewahren, mit denen die Natur hier wirkt, so in dem Gebilde der Blume vorherrschend die Schönheit, wenn auch die Kurzlebigkeit, wie wir ja auch das weibliche Geschlecht vorzugeweise das schöne, aber auch das zarte nennen.

Und die ganze Fülle der Weiblichkeit, bis auf alle die kleinen Liebhabereien und Ländereien und die unendliche Nuancirung der Mode erschließt sich vor unserm Blick in der Blumenwelt, die Schamhaftigkeit und die Schüchternheit, die Unschuld und die Demuth, aber auch die Pracht und der Luxus, aber auch die Koketterie und die Sprödigkeit, denen nur Bewußtsein fehlt, um hier die Eitelkeit und den Wettstreit der Gefallsucht in ihrem ganzen Hofstaat zu erkennen.

Und suchen wir zu dieser Weiblichkeit der Blumennatur das männliche Princip, so ist es droben der Sonnengott, der jeder Blume, als meinte er nur sie, im Lichtstrahl den Liebespfeil zusendet, damit sie noch farbiger erglühe, als bisher, wie ja die Farbe der Blume im Lichtstrahle selber vorhanden ist. Als wäre hier in orientalischer Ueppigkeit (da der Sonnengott ein Sohn des Morgens ist) ein Harem ausgestellt, so stehen diese Schönen der Natur, die Blumen tausendfach gruppiert und geschmückt, und warten, daß der Gott sie besuche, und wenn sie auch thun, als warteten sie seiner nicht, so warten sie seiner doch. Und jede trägt ihren eigenen Geschmack

und ihre eigene Schönheit zur Schau und haucht den Duft ihrer Anmuth aus und buhlt um den Gott zu necken, seine Eiferflucht zu entzünden, mit der Lust, und die Lust buhlt wieder mit ihr, aber dennoch meint die Schöne keineswegs die laue Lust, sondern den glühenden Sonnengott.

Aber die *Sensitive* erzittert dennoch prüde vor jeder Berührung und erschrickt in sich zurück. — Ja die *Tulpe* selbst, die ausgemachteste *Kofette* von allen, schüttelte verneinend das Haupt und wendet spröde und doch sehnsüchtig ihren Fächer der Sonne zu, als wollte sie den Strahlentregen von sich abhalten, welchen der Gott vom Himmel ihr sendet, und sie krümmt, vom Luftzuge bewegt, ihre Blätterwölbung zu einem Korbe zusammen, als wollte sie dem Sonnengott selber den Korb geben. — Und auch die *Narcisse* wiegt sich in ihrer Eitelkeit, und thut dennoch schon mütterlich alitflug, und der Schmetterling saugt an ihrem Blatt, und sie schaukelt das liebliche Kind in leiser Bewegung, als wollten sie es nicht stören, in ihrem Kelche, wie in einer Wiege, aber dennoch, obwohl sie wie eine Mutter thut, sieht sie nach dem Spiegel des Baches, um zu sehen, wie schön sie immer noch ist. — Aber die *Sonnenblume*, nicht weit davon, ist nicht spröde und ist nicht versteckt, sondern sie ist offen in ihrer Liebe und aufrichtig, sie schaut aufwärts zum Lichte, daß alle Welt es sehen könne, wen sie liebe und wie sie liebe. — Und nun gar die *Rose*, sie ist vollends frei, wie es scheint, von Verstellucht und *Kofetterie*, sie ist ja souverän, und sonnt sich in ihrer eigenen Majestät, und erglüht vor Scham, sondern ihr Roth ist das Roth der Könige, in dem auch sie als Königin geboren worden. Und dennoch ist auch sie nicht frei von Eitelkeit und weiblicher List bis auf das Nadelgeld, welches wir bezahlen müssen, indem wir ihre Dornen erst weggebrochen, um zu ihrer Schönheit zu gelangen. — Und zuletzt erscheint noch das *Mannweib*, der *Epheu*, und doch so sehr noch Weib, daß Hingebung und Anhängen an das Starke, an die Kraft, seine Natur ist, so daß er sich auch hinaufrankt zum Himmel, als wollte er ihn erreichen und festhalten.

Ja, in den Blumen lieben und hegen die Frauen ihre eigenen Abbilder und Ebenbilder, ihre Doppelgänger, und wie die *Metamorphose* zumal

in der Pflanzenwelt ihre Verdelust ausübt, und wie uns dasjenige, was hier eigentlich wird, in immer neue und zartere Formen entschlüpft, so liebt auch das weibliche Geschlecht vor allem die Verkleidung, und liebt es besonders in der Geselligkeit, sein neckisches Spiel damit zu treiben.

Wenn man aber mit Recht gemeint hat, daß gebildete Frauen vorzugsweise ein entscheidendes Urtheil zu fällen wüßten in Sachen des Geschmacks, so treffen auch in der Kritik die Frauen wieder mit den Blumen zusammen, die sie als Preis an den Würdigen vertheilen.

Wo im siebzehnten Jahrhunderte die *Voësse* der Deutschen in die *Galanterie* des *Schäferdienstes* hineinspielt, da ist es wieder die Blume und zugleich das Ländeln mit der Weiblichkeit, was sich in dem gekrönten Blumenorden oder in den *Pegnitzschäfern* bekanntlich herausstellt.

Und in der That ist eine Blume, von einem weiblichen Wesen gespendet, der schönste und bedeutungsvollste Orden namentlich für einen Dichter, wie denn auch *Jean Paul*, der feinste Kenner der weiblichen Natur, der selbst wieder so innig gewürdigt worden von den Frauen seiner Zeit, auf einem der gelungensten Portraits sinnvoll eine Rose am Knopfe trägt, welches Angebinde die dichterische Doppelbeziehung der Blume auf das Weibliche und des Weiblichen auf die Blume gar lieblich ausspricht.

Und wenn sich in einer der letzten Perioden unsrer vaterländischen Literatur die *Romantiker* der Weiblichkeit zuneigen, um der Natur und dem Weibe alle ihre Liebeslungen darzubringen, so suchen sie sehr bedeutungsvoll die *blaue Blume*, sie ist gleichsam das vollendete Weib, wie denn auch später die *Simonisten* in Frankreich in ihrer religiösen Romantik ebenfalls das Weib in seiner Vollendung suchten, freilich in einer weniger zarten Bedeutung. —

Ja, so sehr sind Frauen mit Blumen verwandt, oder stehen doch wenigstens mit ihnen in *Sympathie*, daß sie all' ihren Stolz und all' ihre Anspruchslosigkeit, all' ihren Geschmack und all' ihre geheimsten Gefühle, ihre Anerkennung und ihre Huldigung, ihre Treue und ihren Verlust, ihre Freude und ihre Trauer durch Blumen ausdrücken. Sie stecken Blumen und schmücken sich durch Blu-

men, und wäre es, in Ermangelung der echten, mit künstlichen Blumen. . .

Vollends aber die Seligkeit der Liebe ist viel zu geheimnißvoll und zu zart beim weiblichen Geschlecht, als daß Mädchen die Sprache der Zunge oder der Feder dafür wagen sollten, da selbst der leiseste Ton und der feinste Strich ein zu lautes und deutliches Geständniß wäre, und sie wählen die — *Blumensprache*. Und die Braut trägt

den Myrtenkranz zum Altare, und noch die Mariene bewahrt ihn als ein Heiligthum auf, und jeder Geburtstag wird mit Blumen gefeiert, und selbst wenn man den Sarg in die Gruft senkt, so haben die Frauen ihn mit Blumen umwunden, und dafür gesorgt, daß man ihn an Blumengewinden hinabläßt, und Blumen werfen sie noch nach dem geliebten Todten, und pflanzen Blumen auf den einsamen Hügel.“ — R.

Mausikaa.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Alexander Fischer.

Erster Aufzug.

(Schluß.)

Dritte Scene

(wie die erste.)

(In der Mitte des Hintergrundes kniet Mausikaa, hinter welcher Heliadora steht und ihr den Anzug ordnet. Mehr zum Hintergrunde spielen einige Mägdelein Ball, andere kleiden sich an und wiederum andere baden sich im Meere.)

Erstes Mägdlein.

Hi, Muscheln, Muscheln! bunte glanzige Muscheln —

Zweites (sich ankleidend.)

Was find'st du nur so Wunderbares d'ran?

Drittes (spielend.)

O wie faumelig kleidet ihr euch an!
Seht auf Mausikaa, gleich wird sie fertig.

Viertes (sich ankleidend.)

Was schmäht du uns, und sagst doch jenen nichts,
Die dort im Wasser noch gemächlich plantschen?

Drittes (zu denen im Wasser.)

Kommt doch einmal heraus! Was steckt ihr nur
So lang darin, ihr schnecketrägen Mädchen!

Fünftes (sich badend.)

Wer gab dir denn die Macht uns hier zu meistern?
Nimm das nur hin zur Strafe, dies und das!
(Wirft einige Hände voll Wasser nach der Dritten.)

Drittes.

Etich! traßt mich nicht.

Erstes.

Ehi, Ehi, Korallen.

Sechstes.

Wie kühl die frische Strömung.

Siebentes (unter den Spielenden.)

Nur auf der Hut! Wer weiß, was sonst geschieht!
Ihr würdet nicht schlecht jammern, sehten plötzlich
An euerm Leib sich harte Schuppen an,
Und wüchsen dicht zusammen euch die Beine,
Und hingen von den Behen scharfe Flossen

Drittes.

Da kommen sie mit aufgeblähten Backen

Siebentes.

Jetzt werf' ich ihn.

Mausikaa.

Von einer zu der andern fliegt der Ball —
Doch habt ihr auch gethan, was eure Pflicht?
Sagt Mägdlein, — sind auch sauber die Gewände?

Heliadora.

Jetzt schling' ich dir die Spangen um den Arm.

Mausikaa.

Und die und jene kleidet sich noch an,
Indeß ihr schon die Bälle schwingt und badet.
Und kommen jene nun mit euch zu spielen,
Da sprecht ihr: „niht mehr! O wie müde bin ich!“
Warum wollt ihr euch nicht mit allen freu'n,
Mich will's bedünken, daß es zwiefach Freude —
Sprich, Heliadora, hast du schon mein Haar
Mit Del gesalbt? —
Seht, ein violenfarbiges Gewand
Habt ihr vergessen auf dem Nasen dort:
Gleich faltet es, und legt es auf den Wagen!
Nachlässig schilt mich sonst die liebe Mutter.
— Hast du's gesalbt? So schürze mir die Locken
Mit goldnem Haarpfeil!

Heliadora.

Geschmückt, Mausikaa, geschmückt bist du,
Als wandeltest du jetzt den spröden Sinn

Mausikaa.

Soll ich zustopfen dir den bösen Mund?

Heliodora.

Guryalos.....

Nausikaa.

Du sollst nicht von ihm reden.

Heliodora.

Ein schöner Mann, und du — nicht unerbittlich.

Nausikaa.

Kann sein — Was giebr's! Wirst roth bis an die Ohren!

Heliodora.

Ich? Nun ich bückte mich vorhin.

Nausikaa.

Jetzt komm zum Ballspiel!

Heliodora.

O, bitte, laß mich sitzen dort am Strande,
Betrachtend still das Wunderreich des Meeres:
Wie stolz sich dort ein Seestern hinbewegt —
Wie täppisch hier ein Fröschelein hüpfet vom Ufer —

Und da die hundert Füße, kaum benetzt,
Eine Spinne stoßweis über's Wasser rückt, —
Und dort manch kleines Muschelthier hingeleitet
Und neckend auf und zu das Häuschen schlägt —
Und hier die Lotusblume hin und her sich wiegt,
Am festen unsichtbaren Stiel, vergleichbar
Dem echten Gut, das unser Herz verwahrt,
Und nimmermehr, wie die gepflückte Blum',
Ein Räuber uns fortführt.

Nausikaa.

Nicht spielst du mit?

Doch dafür bist du längst schon zu geist!

Heliodora.

— Si, sag mir doch, wie kam's denn nur so schnell,
Daß mit dem Wagen wir zum Strande fuhren —
Dir war's ja gestern noch nicht eingefallen —

Nausikaa.

Du selbst ermahntest heute mich im Traume —
Und lange Zeit schon sag mir ob die Pflicht.....
O sieh doch hier die schillernde Libelle!

Mit ihrem langen Beinchen ordnet sie
Des Halses härene Krause. O wie niedlich!

Heliodora.

Halt — Nur ein wenig noch — Nun bist du fertig.

Nausikaa (zur Seesjungfer.)

So flieg hinweg, du kleines eitles Thierchen!
Nun auf, ihr Mägdlein, freuet euch mit mir,
Genießet froh des Abends nabende Kühle.
Seht, wie die Sonne in die Meeresflut taucht,
Nachdem die weite Reise sie vollbracht,
Und klares Wasser trinkt mit langen Strahlen.
Bald laden uns zum köstlichen Genuß

In jenem Korb die frohrothgelben Früchte,
Doch laßt sie noch — Stellt euch in einen Kreis!
(Sie stellen sich so, daß man auf der Bühne nur die Hälfte
des Kreises sieht.)

Ihr etwas näher — etwas weiter du —
Wie gern weil' ich in eurer lieben Mitte!

Heliodora.

Ach! das mißlang — Du singst ihr dennoch — ja?

Nausikaa (zu einem der Mädchen.)

Ziehst auch ein gar zu garstiges Gesicht —
Nicht wahr, schon müde? Geh, und sing ein
Lied! —

Ihr andern laßt uns spielen, spielen, spielen,
Bis Dünste sich erheben von den Au'n
Und schwache Schatten in die Wälder eilen.

(Zu einer Andern.)

Und wieder ungeschickt! — So muß man werfen,
Hoch in die Luft, nicht so gradaus — (Sieh Acht!
(Der Ball fliegt rückwärts; die Mädchen lachen laut.)
Warum lacht ihr mich aus — Macht's selbst
geschickter!

Die beste Absicht ist, wie oft, mißglückt!

Ein Mägdlein.

Nun merket auf — Ich werf' mit aller Kraft ihn —

Zweites.

Das hast du von der Kraft — nun ist er weg —

Drittes.

Wir werden ihn sobald gewiß nicht finden

Viertes.

Ich höre ihn fallen dorten im Gesträuch!

Odyseus (hinter der Scene.)

(Ein Ball traf mich! so spielen Mägdlein hier —
Bereit' sie vor auf meinen Anblick, Ball!)

(Wirft den Ball in den Kreis der Mädchen zurück. Alle,
mit Ausnahme der Nausikaa, schreien auf und entfliehen.)

Nausikaa.

Dort raschelt's! — Seht, ein Fremder taucht
empor —

Begierig bin ich! — Welch seltsamer Anblick!

Odyseus (tritt auf zwischen den Bäumen.)

(Umfass' ich ihr das Knie um Rettung stehend? —

Leicht könnte das die Jungfrau mir erzürnen —

Mit sanftem Schmeichelwort, nur aus der Ferne —)

Nausikaa.

Statt purpurnen Talar's umhüllen ihn
Vergang'nen Herbst's vergelbte dürre Blätter.

Odyseus (näbert sich ihr um Weniges.)

O Jungfrau, die voll hoher Schöne prangt,
Verkund' es mir, ob du ein Kind des Himmels,
Daß ich dich ehre wie Kronions Tochter!

(Kniet nieder.)

Doch stammest du aus irdischem Geschlecht,

Dann preis' ich dreimal selig deinen Vater
 Und dreimal selig preis' ich deine Mutter,
 Doch sel'ger noch an Seligkeit vor allen,
 Der ein besiegter Sieger sanft erkämpft
 Und heimführt dich, o Blume aller Blumen!
 Als seines Lagers blühender Genoss.
 Wie heb' ich vor ehrfürchtigem Verlangen
 Um Hilfe schrei'nd, das Knie dir zu umfangen!
 — Goldselige, wie heißt du?

Nausikaa.

(Gewiß, die Worte weiß er gut zu setzen!)
 Nausikaa heiß ich, und bin die Tochter
 Des Königs Alkinoos, der vereint
 Mit zwölf der Fürsten das Phäakenreich
 Gar klug und sanft regiert.

Odysseus.

(näher sich noch mehr und kniet wiederum.)

Beim Donnerer! nichts Niedres kannst du sein —
 Unmöglich ist's — Mein Auge trägt mich nicht:
 Dir wohnt des Mitleids süße Regung inne.
 O wollte einen würdigen Gemahl
 Die Gunst der Himmlischen dir einst gewähren,
 Erbarmest du dich mein, des Unglücksvollen —
 Der seine Heimat suchend, jahrelang
 Und hundertfach vom Mißgeschick gekreuzt —
 Die letzte Nacht nach furchtbar'm Schiffbruch hier
 An's Land geworfen ward. Du siehst's, der Frost
 Färbt mit der Fülpe Roth die Glieder mir,
 Mich rüttelt Schau'r — Die Zähne knirschen mir —
 Geschäftig haust in meinem Eingeweid'
 Der Hunger, aller Marterknechte grausamster.
 Nausikaa, erbarm' dich meiner Noth!
 O reich' mir dar ein eitel Stückchen Brod,
 Ein schlicht Gewand, und führe mich als Gast
 Zu deines Vaters wirthbarem Balast.

Nausikaa.

(Der hartbedrängte Mann — er dauert mich —)
 Warum entlieft ihr Mädchen? Kommt herbei! —
 Geh zum Geblüht hart an des Stromes Mündung;
 Dort send' ich alles hin, was du bedarfst.

Odysseus.

Der Ewigen Gnade thut sich herrlich kund
 Durch einer edlen Jungfrau süßen Mund!
 (Verschwindet rechts im Hain, die Mädchen treten näher.)

Nausikaa.

Wie furchtsam seid ihr! — Einen Mantel gebt ihm
 Und einen Leibrock — Speis' und kräft'gen Wein.
 Macht sink! Was steht ihr?

(Einige folgen dem Odysseus.)

Ihr wäbnet wohl, er kommt voll argen Sinns?
 O nicht! Ein armer, obdachloser Mann
 Fleht er uns fromm um milde Gabe an;
 Und Gott gehört ein Schutzbedürftiger!
 Wie viel er nicht im Leben schon ertragen!

O Heliadora, fühltest du es auch,
 Wie unerträglich, dazustehn gelassen,
 Von einem läst'gen Freiertrupp umschwärmt.

Heliadora.

Wie kommst du darauf jetzt, Nausikaa.

Nausikaa.

Ist's denn nicht unser tägliches Gespräch?

Heliadora.

Dort naht der Fremdling wieder — kühnen Schrittes.

Nausikaa.

Mir schien er von Gestalt nur unaussehlich.

Heliadora.

Mich dünkt er größer jetzt, denn zuvor.

Nausikaa.

Gewiß, dünkt er dich größer, denn zuvor?
 Wahrlich, nicht übel steht ihm der Talar!

Heliadora.

Da tritt er, wie verjüngt! aus dem Gesträuch.
 (Odysseus kommt aus dem Hintergrunde langsam
 heran.)

Nausikaa.

Ihr Götter, welch ein Mann! Heliadora,
 O wär' vom Schicksal mir solch ein Gemahl
 Beschieden! Al', die täglich um mich werben,
 Betrachte ich mit Widerwillen nur — (Pause.)
 (Was er auch litt, nicht ganz haßt ihn der
 Himmel! —

Voll Demuth neigt er sich, jedoch mit Würde —
 Erschein' ich nicht zu dreist, red' ich zuerst
 Ihn an? — Geschiebt's doch um sein Bestes
 nur? —)

Ihr Mädchen lenket das Gespann hierher,
 Jetzt hör', o Fremdling, was ich mir ersonnen —
 So lang ich dorten fabre am Gestad',
 Dort an den Aeckern und den Ländereien
 Der Fürsten unsres Volkes, folge mir
 Und meinen Mägdelein rasch zu Fuße nach.
 Allein bin ich hinaufgelangt zur Stadt,
 Die sich erhebt inmitten eherner Mauern,
 Und die rundum ein fester Hafen schützt
 Mit seiner Schiffsfahrzeuge hohen Masten —
 Vermied ich gern ein albernes Geschwäg —
 Gar übermüthig sind die Leut im Volke;
 Die sprächen dann: „wer folgt Nausikaa?
 Wer ist der schöne, hohe Fremdling dort?
 Gewiß, der wird noch ihr Gemahl! Wohl war's
 Auch besser, daß sie anderswo sich einen
 Aus fernem fremden Volke selbst erwählte,
 Berachtet sie doch hier zu Land all' edle
 Phäakenfreier“ — So verhöhnten sie uns.....

Heliadora.

Den Wagen haben wir dir vorgefahren.

Nausikaa.

Ihr habt es schon? — Nun wohl! Gebt mir die Geißel!
(Steigt auf den Wagen.)

Drum bitt ich dich von Herzen, guter Fremdling,
Laß uns vereiteln thörichtes Gewäsch,
Du wirst dicht an der Stadt ein liebliches
Gehölz gewahr, dort setz' dich ruhig hin,
Ein Weibchen nur, bis ich so weit gekommen,
Als eines Menschen lauter Ruf erschallt; —
Dann erst brich auf und steh dich in der Stadt
Nach meines Vaters Palast um: er fällt
Dir alsobald durch Größ' und Pracht in's Auge:
Durch einen Vorhof trittst du in den Saal;
Zur rechten Hand bei'm lichten Feuerherd
Weht Arete, die liebe Mutter, ihr Geweb';
Zur linken sitzt auf hohem Thron der Vater,
Mit Wein sich labend; ihn geh' ja vorbei:
Nicht freundlicher Gesinnung hält er Fremde;
Betreten sie doch selten nur dies Giland!
Doch faß' der Mutter goldnen Saum des Kleides
Und niederknieend steh' zu ihr um Obdach;
Ist sie nur hold im Herzen dir gesinnt,
Wirst du von allen gastlich aufgenommen

Und glücklich bald in deine Heimat kommen.
— Leb' wohl!

(Fährt nicht geschwind hinweg.)

Heliadora.

Warum blickt sie so unverwandt ihn an?

— Auf, Kinder, folgt ihr! Haltet euch dazu!
(Geht mit den übrigen Mädchen.)

Odysseus.

— Weh mir! Was muß' ich hören!
„Nicht freundlicher Gesinnung hält er Fremde“ —
So wird vom Volk und Könige der Phäaken
Verlegt die heil'ge Pflicht der Gastlichkeit?
— Sink nicht, o Muth, steh aufrecht!
Zollt Ehrfurcht nicht der wild'ste der Barbaren
Den Thränen, die des Armen Aug' entrollen —
Den Schmerzen, die sein Angesicht verzerren?
Mir aber gaben noch die gütigen Mächte —
Allzeit mit Mund und Herzen preis ich sie —
Ein muthig Herz, der Glieder Wohlgestalt,
Des rechten Wortes plötzliche Magie!

(Geht.)

Ende des ersten Aufzuges.

(Fortsetzung folgt)

Gedichte.

Julian, der Apostat.

Der letzte Schimmer vom Abendroth,
Da tief schon die Nacht gesunken,
Der letzte Streiter wider den Tod,
Beseelt von olympischen Junsen —
Du warst es Julian! — trauernd stand
Die Welt an Deiner Leiche,
Dir blühte der Lorbeer von Griechenland
Und gab Dir die letzten Zweige.

Und mit Deinem Tod verschwand das Blau
Vom ewigen Götterhügel,
Der Himmel färbte sich grau und grau,
Zeus schleuderte weg die Blige,
Minerva, die hehre edle Gestalt,
Sie ward mit dir begraben,
Und Aphrodites Liebesgewalt
Verleugnet nun die Raben.

Wer hat wie Du ein Monument,
Den Sturz eines Göttergeschlechtes!
Wer ist's, dem als Leichensackel brennt
Der Fall des himmlischen Rechtes?
Was den Titanen nicht gelana,
Die Götter zu bezwingen.

Das mußte nach Deinem Leichensackel
Der Kirche, der Finstern, gelingen.

Es hat's die Nacht bis heut gewagt,
Dich Heben zu lästern, zu schmähen,
So möge nun, das Morgenroth tagt
Dein Name glänzend stehen!
Auf's neue strahlt golden das Sonnenzelt
In heiliger Götterweibe,
Dem letzten Heros der alten Welt,
Ihm möge huld'gen die neue!

Adolf Stern.

Zwei Sonette.

1.

An Deinen heißen Lippen festgezogen,
Verstrickt in Deinen lichttopas'ren Haaren,
Versenkt in Bonnen, die so mächtig waren,
Das über mir zusammenschlug ihr Wogen:

Da, wie Gewölke vor dem Sturmwind, liegen
Mit Harsenzittern und mit Hornsanfaren
Gebarnichte und lichtbegränzte Schaaren
Hin über mir, im mächt'gen Strahlenbogen

10

Es schienen mir schon Schemen künft'ger Lieder. —
Doch jetzt, da sie zu singen ich gefinnt,
Empfinde ich, daß jener Geister Glieder

Für jede Form zu riesenmäßig sind,
Und all' mein Thun bleibt namenloses Sehnen,
Mein kühnen Schmerz und meine Dichtung Thränen!

2.

Jetzt sei es aus! Jetzt, Herr, laß es geschehen,
Daß mich der letzten Stunde Engel grüßt!
Der Tod ist hell! das Sterben mir verfüßt!
Ich werde niemals reiner vor Dir stehen!

Erflommen sind des Daseins höchste Höhen
Den Mund der Schönheit habe ich geküßt,
Den Born gefunden, drauß Dein Heil sich gießt,
Und Deine Herrlichkeit von fern gesehen!

Nimm jetzt mich auf, eh' dieses trunkne Auge
Hienieden sich auf's Neue heimisch fühlt!
Eh' diese Welt mit ihrem kalten Hauche

Den heil'gen Kuß auf meiner Lippe fühlt;
Jetzt, oder nie, bin ich ein würd'ger Hall
In Deiner Harmonieen großem All!! —

Mar Maria.

Eduard Boas.

Worte der Erinnerung.*)

Seltzam! Als wir beim Empfang der Todesnachricht von C. P. Berger die letzten von diesem nach Hamburg an uns gerichteten Briefe hervor suchten, fanden wir sie in ein Paquet mit denen von Eduard Boas gebunden. Der erste, der uns in die Hände fiel und welcher der letzte war, den wir von diesem lebenswürdigen Menschen und anmuthigen Schriftsteller erhielten, war vom dritten Februar 1852 aus Weimar datirt und brachte uns seine Verlobungsanzeige.

Sieh da, dachten wir, wie lange hat Freund Boas nichts von sich hören lassen! Der lebt nun gewiß glücklich und in Freuden in seiner jungen Ehe und hat keine Zeit für seine alten Bekannten.

Ach, vielleicht lag er in demselben Moment im Todeskampfe oder hatte bereits auferungen; drei Tage darauf wenigstens hielten wir die traurige Benachrichtigung von seinem Ableben in Händen. Er starb im neununddreißigsten Lebensjahre nach langen und schweren Leiden zu Landeberg an der Warthe, im elterlichen Hause, in dem er die meisten seiner Werke geschrieben. Auch sein neuestes und am meisten gewürdigtes: „Schiller und Goethe im Xenienkampfe.“ (Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851. Zwei Bände) ist darin entstanden und fertig geworden, so viel wir wissen. Gewöhnlich reiste er im Sommer, sammelte Eindrücke und Stoff, kehrte dann im Herbst gestärkt und gekräftigt nach Hause zurück und verarbeitete

*) Feodor Wehl bringt in seinen „Jahreszeiten“ Worte der Erinnerung an den zu früh verschiedenem Eduard Boas, welchen unsern Lesern mitzutheilen wir uns nicht enthalten können. Wir werden später Gelegenheit finden, ein weiteres über den geist- und gemüthvollen Schriftsteller zu bringen. —

sein Material. Er war der Sohn vermögender Eltern und deswegen durchaus nicht auf den Erwerb seiner Feder angewiesen, dennoch ist diese sehr thätig gewesen. Er schrieb leicht und schnell, mit großer stylistischer Gewandtheit und hat sich fast in allen Fächern der Literatur mit Ehren versucht. In letzter Zeit ging er indessen damit um, seine Kraft zu concentriren. Unter dem dritten Oktober 1851 schrieb er an uns: „seit einiger Zeit widersteht mir alles Novellistisches, Reisebeschreibungen u. s. w., nur Drama und Literaturgeschichte können mich fesseln. So habe ich denn wieder ein vieraktiges Lustspiel vollendet, welches den Titel führt: „Am Musenhof zu Weimar.“ Auch die andern, ernsthafteren Dinge gehen ihren ungestörten Gang. Mein nächstes, größeres Buch, mit dem ich mich seit Jahren beschäftige, wird den Titel führen: „Schillers Jugendgeschichte.“ Das Leben unseres Dichters ist noch immer durch Unwahrheiten so entstellt, daß wir unmöglich eine klare Anschauung seines merkwürdigen Jugendlebens gewinnen können. Ich habe diesen Sommer meine Reise absichtlich durch Schwaben genommen, um all die Orte zu besuchen, an denen er wirkte und waltete. Das geheime Archiv in Stuttgart, welches die Akten der Carlsschule enthält, das Theaterarchiv zu Mannheim und andere werthvolle Quellen eröffneten sich mir, so daß ich hoffen darf, ein klares, sicheres Bild des jungen Dichters zu entwerfen. Wenn es möglich ist, soll der erste Band bis Ostern fertig sein.“

Da er nicht erschienen, ist er wohl auch nicht fertig geworden und wahrscheinlich hauptsächlich darum nicht, weil im Winter von 51 zu 52 die früheren Regungen seines Herzens zu einer geistreichen und ausgezeichneten Dame neu erwachten und zu verstärkter Geltung kamen.

Wir glauben keine Indiscretion zu begehen, wenn wir hier einschalten, was er uns unter dem

ritten Februar 1852 von Weimar her darüber schrieb.

„Es ist in dem Menschenherzen ein Becker angebracht,“ lautet es da, „der uns, wenn uns irgend etwas Besonderes von Freude oder Leid begegnet, mit lautem Tone an die entfernten Freunde mahnt. Jetzt mahnt er mich lebhaft an Sie, mein lieber, guter Freund, und ich will Ihnen hierdurch anzeigen, daß ich mich vorgestern mit Elise Ullmann verlobt habe. Sie ist ein Mädchen von außerordentlichem Geist und hoher Liebenswürdigkeit, aber sie schien von Hymens Fahne nichts wissen zu wollen, und lehnte alle Werbungen entschieden ab. Ich lernte sie vor zwölf Jahren kennen, als ich auf meiner ersten Reise nach Italien durch Weimar kam; und es konnte nicht ausbleiben, daß ich sie von Herzen lieb gewann. Manche meiner Lieder waren an sie gerichtet, allein das raschbewegte Leben führte uns auseinander, und auch ich dachte nicht mehr an's Heirathen. Da trafen wir uns diesen Winter in Berlin wieder, die früheren Gefühle traten noch einmal lebhaft in den Vordergrund, und — wir beschloßen ein Paar zu werden. Ganz Weimar befindet sich in einer gelinden Revolution: man kann es gar nicht begreifen, wie es mir gelungen ist, diese Prinzessin Furandot zu bezaubern. Alle schätzen und lieben meine Elise; die Glückwünsche, die man mir darbringt, sind wahrlich anders, als von der gewöhnlichen, formellen Art. Wir werden uns hier in Weimar niederlassen, und ich rechne mit Sicherheit darauf, daß Sie uns einmal auf längere Zeit in der Musenstadt besuchen. Für die Freunde und besonders für Sie soll in unserem Hause ein recht trauliches Stübchen eingerichtet werden, wo keine Störung die Weihstunde des Genius unterbricht.“

Für heute Lebewohl! Ich habe mir die Momente mühsam abgestohlen, um diese Zeilen an Sie zu richten. Weder von der Sontag, die ich als Martha hörte, noch vor der Lucile Grahn, welche hier am Geburtstage des Großherzogs, die Gifela tanzte, schreibe ich Ihnen, aber herzlich bitten will ich Sie, sich unter den Töchtern des Landes umzuschauen und bald meinem Beispiele zu folgen.“

Wir haben diese brieflichen Mittheilungen hier auch schon deswegen einrücken lassen, weil sie mehr als alle Schilderungen und Beschreibungen das Benehmen und den Charakter des liebenswürdigen Todten zu Tage legen.

Eduard Boas war ein gesundes, heiteres Naturell, das sich unbesorgen gab, wie es war. Er suchte uns ohne alle äußere Veranlassung zuerst in Berlin auf, nur, wie er sagte, weil ihm der Ton

gefaße, in dem wir schrieben. Nachdem sind wir hier und dort auf Reisen und zuletzt in Hamburg zusammengetroffen, wo er uns längere Zeit besuchte, weil er erfahren, daß wir an einer Schußwunde darnieder lägen. Viele und lange Stunden hat er damals in anregendem Gespräch an unserem Lager zugebracht, ja, als er vernahm, daß wir Nachts nicht schlafen konnten, kam er gutmüthig oft noch nach elf oder später des Abends mitten aus den besten und lustigsten Gesellschaften zu uns, um uns mit seinen beweglichen und interessanten Unterhaltungen über die längsten Stunden der Nacht hinweg zu helfen.

Dann begann er sich zuerst auch für das Drama zu interessieren und um ihm Lust und Eifer für die Sache zu machen, richteten wir ein früheres Lustspiel von ihm, das die Direktionen für nicht ausführbar erklärt hatten: „Shakespeare oder: Gauleien der Liebe,“ mit wenigen Abänderungen und Strichen so für die Bühne ein, daß es später öfter und mit artizem Erfolge auf mehreren Theatern gegeben werden konnte. Eine größere Tragödie aus der preussischen Geschichte sollte kurz vor der Revolution in Hamburg aufgeführt werden, wurde aber später äußerer Verhältnisse wegen von dem Autor zurückgenommen. Es enthielt großartige Scenen und viel dramatisches Leben. Das letzte Lustspiel, dessen er in dem von uns mitgetheilten Briefe gedenkt, kennen wir nicht. Ein anderes, „Friedrich der Große und die Jesuiten“ betitelt, ist eine leichte, sehr artige, echt deutsche Komödie, von der zu bedauern ist, daß der Verfasser keine Aufmunterung erhielt, sie irgendetwas einzureichen. Bei nur halbwegs gutem Spiel könnte ein sehr günstiger Erfolg ihr nicht fehlen.

Der äußeren Erscheinung nach war Eduard Boas mittlerer Größe, sehr schwächlich und von beweglichem Wesen. Eine hohe Stirn, ein offenes Auge und freundliche Gesichtszüge ließen alle Welt schnell und eingenommen für ihn werden. Er sprach rasch, sehr lebhaft und gut, mit einer Laune und einer Art von Wis, die etwas sehr Gefälliges hatten. In der geselligen und conversationellen Merlique durfte er als Meister gelten. Anstand, Sitte und guter Ton waren ihm heilig und ihr Gehalten befundete überall eine feine Bildung des Geistes und einen schönen Adel des Herzens. Auch mochte man in allem, was er that, den Mann von guter Erziehung erkennen.

Er hinterläßt viele Freunde und einen Namen von gutem Klange. Möge darum sein Andenken in Ehren gehalten sein.

Bücherschau.

Die Melodie der Sprache von Louis Köhler.
Leipzig, J. J. Weber, 1853.

Der Verfasser, einer der tüchtigsten und energischsten Vorkämpfer für Wagners Ideen (im Feuilleton der „Königsberger Zeitung“), hat in diesem Schriftchen die Resultate sprachwissenschaftlicher und künstlerischer Forschungen niedergelegt. Das Ganze ist ebenso interessant als beachtenswerth; der Raum gestattet uns leider nicht, näher darauf einzugehen. Wir empfehlen unsern Lesern, die sich für die Kunst im umfassenderen Sinne interessieren, Louis Köhlers Broschüre mit bester Ueberzeugung und wollen wünschen, daß uns der Verfasser auf diesem Gebiete bald eine neue, gewiß überall willkommen geheiene Arbeit liefere. ○

Virginia. Trauerspiel von Hedwig Henrich.
Mit einem Anhang von Gedichten. Stuttgart,
Neblersche Buchhandlung, 1853.

Hedwig Henrich hat bei ihrem Auftauchen in der Literatur sogleich allgemeines Interesse erregt. Das Talent der jugendlichen Dichterin ist uns zweifelhaft und gehört zu denen, die uns eine gedeihliche Entwicklung, eine volle und schöne Entfaltung hoffen lassen. Wir bezweifeln nicht, daß es Hedwig Henrich gelingen werde, auch in dem von ihr zuerst betretenen Gebiete des Drama im höhern Styl

tüchtig und Gediegenes zu schaffen und leben in ihrer soeben erschienenen „Virginia“ eine Bürgerschaft dafür.

Allerdings ist „Virginia“ trotz der poetisch schönen und dramatisch wirksamen Scenen, die wir darin finden, noch nichts mehr, als ein guter Versuch. Ein Haupt- und Grundfehler des Drama ist es z. B., daß die handelnden Kömer darin denken und reden wie Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Aber doch zeigt schon die Beschäftigung mit dramatischen Arbeiten, die beachtenswerthe Abrundung und Formstrenge, die wir in der „Virginia“ finden, daß es Hedwig Henrich bei ihrer Poesie Ernst ist, und wo dies der Fall, da können wir schon um Vieles beruhigt sein.

Unter den Gedichten, welche den Anhang des elegant ausgestatteten Büchlebens bilden, findet sich manches Hübsche. Da wir die Ehre haben, Hedwig Henrich eine Mitarbeiterin unseres Blattes zu nennen, sehen wir davon ab, aus ihnen das eine oder das andere mitzutheilen.

„Virginia“ ist übrigens in Mainz, der Vaterstadt der Dichterin, aufgeführt und bei einigen Bühnen eingereicht worden. Wir wollen in Bezug auf die Darstellung überall den besten Erfolg wünschen.
A. S.

Feuilleton.

Poesie und Literatur.

Der neue Roman von Robert Giseke.
Robert Giseke's neuer Roman: „Große Welt und kleine Welt“ wird in einigen Wochen mit der neuen Auflage seiner „Modernen Titanen“ zugleich erscheinen. Wir, soweit uns das Werk aus dem Feuilleton des Wiener „Wanderer“, das es zum großen Theile veröffentlichte, bekannt ist, gestehen, daß uns dasselbe in weit höhern Maße, als die immerhin blaßte „Carrière“ des Dichters befriedigt hat. Das Element der Harmlosigkeit, von dem sich schon im „Piarr-Möchen“ Anklänge fanden, hat hier einen vollkommen berechtigten weiten Spielraum erhalten und giebt dem Buche einen Anstrich, der nicht verfehlt wird, bei Publikum und Kritik den günstigsten Eindruck zu machen.

Eichendorff's Julian. Das so betitelte Gedicht des alten Romantikers, welches in prächtigster Ausstattung im Verlage von Simion in Leipzig erschien, hat im Ganzen eine ziemlich kühle Aufnahme gefunden. Und allerdings ist in diesem Poem der Sänger des „Nachtgesangs“ nur in einzelnen Partien wiederzuerkennen. Die Idee ist eine romantische — das ist eine verfehlt.

Ein Plan Ernst Frie's. Von Ernst Frie, dem unsern Lesern wohlbekannten, gemüthreichen Schriftsteller, wird, wie man uns schreibt, ein Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert beabsichtigt, nicht aber mit historisch kriegerischem Hintergrund, sondern provinzielle Eigenthümlichkeiten und Sitten schildernd. Das Ganze wird in und um Magdeburg spielen. Wir wollen dem Autor Ausdauer und Glück bei der Verfolgung

seines ebenso eigenthümlichen, wie beachtenswerthen Planes wünschen.

Adolf Böttgers Habanna. Die mehrfach erwähnte episch-lyrische Dichtung Adolf Böttgers „Habanna“ hat nun endlich die Presse verlassen und liegt in eleganter Ausstattung dem Publikum vor. Das farbenreiche und sprachlich schöne Gedicht ist Jeger von Sivers in Livland, dem bekannten Dichter der „Palmen und Birken,“ gewidmet.

Alfred Meißners neuestes Werk. Die Herbig'sche Buchhandlung kündigt als bald erscheinend ein Werk des Biskafängers unter dem Titel: „Am Traunsee“ an.

Unterhaltungen im Bade. Ueber diesen Roman aus den Papieren einer hochgestellten Dame sagt die „Illustrierte Zeitung:“ „es ist ein historischer Roman der leichtesten Art, der die Geschichte Godoy's zu idealisiren versucht; den Titel scheint das Buch nur zu tragen, weil es nicht Anspruch macht, etwas anderes zu sein, als eine Unterhaltung da, wo man nichts besseres unternehmen kann; diese hochgestellte Dame ist übrigens nichts anderes, als ein bekannter viel gewandter Journalist.“

Populäre Wissenschaft.

Das Thierleben der Alpenwelt. So betitelt sich eine bei Weber erschienene anziehende, geistvolle Schrift Friedrich v. Tschudi's welche in Wahrheit die populäre Wissenschaft bereichert.

Musik und Theater.

Congress des Cartellvereins. Der Congress des von Herrn von Gall in Stuttgart geleiteten Bühnencartellvereins hat in Leipzig nun statt, und, wie wir vorausgaben, kein sonderlich erhebliches Resultat gehabt. Von Wien und Berlin aus ist derselbe nicht besichtigt worden, im Ganzen waren nur fünfzehn Theaterdirektoren und Intendanten erschienen. Doch hat wenigstens der Cartellverband, der bisher auf freies Uebereinkommen gegründet war, Activkraft erhalten und man hat die Aussetzung von Preisen für das beste Lust- und Trauerspiel verabredet.

Das Carlstruber Musikfest. Ueber dasselbe, welches erst gegen Ende September stattfinden wird, entnehmen wir der „Neuen Zeitschrift für

Musik folgende Notizen: „das Musikfest wird zwei Tage umfassen und sind der zwanzigste und einundzwanzigste September hierzu bestimmt. An demselben werden im Theater die Ouverture zum „Fannhäuser,“ vier Stücke aus „Lohengrin“ (Instrumentaleinleitung, Brautzug und Ehre); „Romeo und Julia,“ Symphonie von Hector Berlioz; und die neunte Symphonie von Beethoven zur Ausführung kommen. Ein solches Programm hat Carlstrube noch nicht gesehen.“

Meyerbeers doppelte Thätigkeit. Berliner Zeitungen melden: „Meyerbeer ist mit der Composition einer komischen Oper beschäftigt, die nächsten December unter seiner Leitung in Paris zur Aufführung kommen soll. Nebenbei componirt er ein Oratorium.“ Nebenbei!!

Otto Ludwigs Erbsörster in Berlin. Gerüchtsweise wird am Hoftheater zu Berlin der Erbsörster von Otto Ludwig zur Aufführung vorbereitet. Es wäre dies umsomehr willkommen zu heißen, als man bereits die Hoffnung auf eine Besserung der Berliner Repertoireverhältnisse aufgegeben hatte.

Der Hof hat Ferien. So betitelt sich ein Lustspiel Otto Noquette's, welches von mehreren Journalen als demnächst erscheinend angekündigt wird.

Noch einmal die Operntextpreisaus-schreibung. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ sagt über dieselbe: die Preisaus-schreibung für einen Operntext hat eben so wenig verfehlt, ein allgemeines Interesse hervorgerufen, als sie verfehlen wird, den Einlauf von gewiß hundert Libretto's zu veranlassen. Eigenthümlich sind die in derselben getroffenen Bestimmungen über Stoff und Form. Die Oper soll lyrisch-romantisch sein, eine immerhin höchst ungenaue Bezeichnung, und den Forderungen der Gegenwart Rechnung tragen, ohne das Gute der bisherigen Oper auszuschließen. Da hier lediglich von Texten die Rede ist, wären wir wirklich neugierig, das „Gute“ älterer Opern in dieser Beziehung zu sehen! Wenn von den eingegangenen Texten keiner den gemachten Anforderungen entspricht, wird der Preis nicht ertheilt. Das ist nicht mehr wie billig. Wenn aber, wie leicht möglich ist, die drei Herren Preisrichter sich über keine der den Anforderungen entsprechenden Dichtungen zu einigen vermögen, wie dann? wird auch dann der Preis nicht ertheilt werden? — Robert Bruch bemerkt in seinem „deutschen Museum,“ daß die als Preis bestimmte Summe sehr gering sei und „an die Zeiten erinnere, wo der Dichter des Meißlas von seinem Verleger mit zwei Thalern für den Bogen und einem neuen schwarzen Anzug honorirt worden

sei." Dem ist, wenn wir von dem bisher üblichen Honorar für Libretto's ausgehen, nicht so. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die ausgelegte Summe keinen uniter namhafteren und bedeutendern Dichter reizen wird, an der Preisbewerbung Theil zu nehmen, so läßt sich doch hoffen, daß auch andere als Librettofabrikanten von Profession — jüngere namenlose Dichter — die Sache nicht unbenutzt vorübergehen lassen werden. Eine nähere Bestimmung über Stoff und Form aber wäre, wie gesagt, höchst wünschenswerth.

Eine Oper Flotow's. Die Königsberger Operngesellschaft hat die Oper: „die Matrosen“ von Flotow in Berlin zum erstenmale aufgeführt. Die Berliner Kritik nennt es ein „keineswegs zu verachtendes Werk.“ Das Geringste, was von einem Werke überhaupt gesagt werden kann!

Malerei.

Die diesjährige Pariser Kunstausstellung. Von den zwölfhundertacht Bildern, welche die Pariser Kunstausstellung für dieses Jahr enthält, zeichnen sich vorzüglich eine kleine Frühlingelandschaft Rousseau's, eine Herbstlandschaft Francais; zwei Seestücke Zimé und ein Seestück unires Achenbach; eine „Gemäldeauction“ von Willem's, und zwei Bilder Louis Gallait's: „Sgmont's letzte Augenblicke“ und „Tasso im Gefängnisse“ aus. Außer diesen haben Daubigny, Gambinet, Lazeuges, Haman, Peray, Compte Galix, Marechal, Troyon und Rosa Bonheur Treffliches geliefert.

Cornelius in Rom. Peter Cornelius hat in Rom in eine neue große Composition zu einem Carton des Campo Santo in Berlin angelegt.

Professor Helfferig gegen Kaulbach. In Berlin erregt gegenwärtig eine Schrift des Professor Helfferig über Kunst und Kunststyl außerordentliche Sensation, da sie Kaulbach's Thätigkeit namentlich dessen Fresken im neuen königlichen Museum in sehr scharfer Weise bespricht. Es scheint also noch geraume Zeit dauern zu wollen, ehe Kaulbach als der Reformator der Malerei, als der Künstler der Zukunft allgemein angesehen wird.

Plastik und Architektur.

Norwegisches Pantheon. In Gidsvold, der kleinen durch die norwegische Revolution berühmten Stadt unweit Christiania's, wird ein norwegisches Pantheon errichtet, welches von König Olaus dem Heiligen bis auf Karl XIV. aller Männer Büsten und Standbilder aufnehmen soll, die sich um Norwegen verdient gemacht.

Ein Standbild Franz Drake's. Franz Drake's Standbild, vom Bildhauer Friedrich in Straßburg der Stadt Offenbach geschenkt, ist dort am 17. Juli feierlich enthüllt worden.

Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.

(Am 25. Juli.)

„Sgmont“ wurde Sonnabend den 23. mit Gastspiel Fr. Zibers (als Glärchen), Herrn Günthers vom Stadttheater zu Frankfurt a. M. (als Sgmont) und Herrn Scheibels vom Stadttheater zu Breslau (als Ferdinand) aufgeführt. Der Regie müssen wir unsre Zufriedenheit bezeigen, daß sie nicht wie bei der letzten Aufführung des herrlichsten Gedichtes in Prosa die charakteristischen Gestalten der Regentin und Machiavelli's gestrichelt hatte. Was die Aufführung selbst anbelangt, so war dieselbe eine ziemlich unerquickliche. Wahrhaft befriedigt hat uns allein Fr. Ziber, deren Darstellung des Glärchens bis auf wenige Scenen eine musterhafte zu nennen war. Herr Günther, der als Sgmont zum erstenmale auf unserer Bühne erschien, genügte durchaus nicht. Seine Monotonie, die beinahe an Langweiligkeit streift, stellenweise ein Effecthaschen, das durchaus unkünstlerisch ist, und eine gänzlich verfehlte Auffassung der Rolle war in die Augen springend. Der Sgmont, den uns Herr Günther gab, — das wäre der lebensfrohe, heitere leichtblütige Sgmont? — Herr Scheibel, der dritte Gast, wußte die nicht allzu große, aber immer schwierige Rolle des Ferdinand nicht zur Geltung zu bringen. Von den Mitgliedern unserer Bühne hatte Herr Rudolph in Gise die Rolle des Herzogs von Alba übernommen und studirt, kein Wunder, wenn dieselbe nicht zu seiner vorzüglichen Leistung gehörte. Fräulein Huber als Margarethe zeigte gutes Streben, das noch von wenig Erfolg gekrönt war. Herr Böckel verstand es

abermals, aus Brackenburgs herrlicher Gestalt einen klaffen Schatten zu machen. Herr Stürmer (als Oranien) und Herr Pauli (als Schreiber Bansen) befriedigten, besonders der letzte. Herr Ballmann verdient wegen der possenhaften Darstellung des Schneider Zetter eine ernste Rüge. Rädersche Schwänke gehören nun ein für allemal nicht in die Tragödie. Die Volksstücken hätten im allgemeinen viel besser ausgeführt werden können — die Schlägerei im Beginn des zweiten Actes ließ nicht nur viel, sondern alles zu wünschen übrig. Möge die Regie auf diesen wichtigen und wesentlichen Theil des Ensembles in Zukunft mehr Fleiß verwenden. — Hrl. Sibers Hervorruf war ein vollkommen gerechter, im übrigen scheint es, als ob das Anwesen der Claque auch in unserm Theater sein Wesen zu treiben beginne.

— Herr Keet wird uns noch eine Weile mit seinen Gastspielen erfreuen, zunächst steht „Johann von Paris“ in Aussicht. In demselben tritt auch Frau Günther-Wachmann nach langer Krankheit zum erstenmale wieder auf.

Vermischtes.

Ein Geschenk der Königin von England.

Königin Victoria hat dem in letzter Saison in London so sehr brillirt habenden Kölner Männergesangsverein ein kostbares Geschenk, bestehend in einer über einen Fuß hohen und sieben Zoll Durchmesser habenden Weinkanne gemacht. Dieselbe ist von getriebenem, stark vergoldeten Silber. Um die Kanne herum zieht sich ein bacchantischer Zug; auf dem Deckel befindet sich ein Bacchus, der Trauben preßt; um ihn herum steht die Widmung der hohen Geberin. Das Ganze soll ein Meisterwerk der Gießerkunst sein.

Eine Huldigung für Richard Wagner.

Die Gesangsvereine Zürichs haben Richard Wagner, dem Reformator der deutschen Musik und Kunst, einen glänzenden Fackelzug gebracht; eine Huldigung, die den Meister reichlich für den kürzlich erneuerten Steckbrief im „Polizeiblatt“ entschädigen wird.

Wie man Wetter macht. Obgleich in der deutschen Journalistik die Anekdoten über Friedrich den zweiten die Stelle der großen Seeichlange oft vertreten müssen, und auf die Gefahr hin, des „Aufwärmens“ unvermuthet schuldig zu werden, erzählen wir heute unsern Lesern eine solche weniger bekannte Anekdote. Während der König in aller Stille seine Plünderungen zum siebenjährigen Kriege betrieb, wurde ihm gemeldet, daß sich das Publikum in allen

Kreisen über dieselben anfange zu unterhalten. Wie unlieb dies dem König war, läßt sich leicht begreifen, schnell gefaßt wurde jedoch auf seinen Befehl ein Bericht über ein in Potsdam stattgehabtes, ganz unerhört furchtbares Hagelwetter in den Berliner Zeitungen veröffentlicht und den Redaktionen desselben bei schwerer Strafe anempfohlen, durchaus und unter allen Umständen keine Verichtigungen und Entgegnungen aufzunehmen. An diesen fehlte es natürlich nicht, aber da das Hagelwetter bombenfest stand wie die Redaktionen, unterhielt sich die Berliner Neugier volle vierzehn Tage damit. Es ging sogar als ein äußerst merkwürdiger Fall in mehrere Werke, die dahin einschlugen, über. Der Zweck war mit diesem „gemachten Wetter“ erreicht worden, da das Geschwätz über des Königs Plünderungen plötzlich ganz aufhörte.

Ein Ausspruch Heinrich von Kleists als Beitrag zur Reform der Bühne. In den von L. Tieck. (Berlin 1821) herausgegebenen nachgelassenen Schriften Heinrich von Kleists findet sich Seite XVI ein Ausspruch, der, obwohl er auf den ersten Anblick ein geistreiches Paradoxon scheint, doch eine tiefe Wahrheit enthält: „wenn man es recht untersucht, sind zuletzt die Frauen an dem ganzen Verfall unsrer Bühne schuld, und sie sollten entweder gar nicht in's Theater gehen, oder es müßten eigne Bühnen für sie, abge sondert von den Männern, errichtet werden. Ihre Anforderungen an Moral und Sittlichkeit vernichten das ganze Wesen des Dramas, und niemals hätte sich die griechische Bühne so entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären.“

Moriz Carriere und die Kirchenfrommen.

Seit seiner Berufung als Professor der Philosophie und Aesthetik ist Moriz Carriere von der katholischen Presse Baierns permanent angegriffen worden. Die Krone hat die kirchenfromme Partei ihren Verfolgungen durch eine von dem Priester Strudel verfaßte Broschüre „Moriz Carrieres christliche Uebersetzung nach dessen religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk“ aufgesetzt.

Neße vorweltlicher Thiere im Irigisfluße. Das russische Journal des Ministeriums des Innern vom April erzählt: „ein Geistlicher im Dorfe Majanga, Gouvernement Samara, schrieb an die Gouvernementszeitung, daß im verfloffenen Herbst Fischer aus seinem Dorfe in dem Fluße des großen Irigis nachstehende Gegenstände gefunden hätten. 1) ein Horn von einem unbekanntem unachheuren Thier, etwas krumm und gebogen; die Dicke des Horns an der Wurzel betrug $\frac{1}{2}$, die Länge vier Arschinen, innen ist ein hohler Raum von $2\frac{1}{2}$ Weitschock Weite und $\frac{1}{2}$ Arschinenlänge, das ganze Gewicht beträgt 3 Pud 32 Pfund. Das spizige Ende des Horns ist abgebrochen und fand sich nicht.

Die Farbe des Knochens ist schwarz und gleicht den Wallfischbarden. Das Neupere des Horns ist mit einem Moos überwachsen, das einer dunkelbraunen Wolle gleicht; davon abgelöste Splitter, die man ins Feuer legt, geben einen Geruch wie verbranntes Kuhhorn oder Pferdehuf. 2) einen großen Fußknochen, gleichfalls von einem unbekanntem Thier; es ist der Knochen unter dem Knie; derselbe ist von gelblicher Farbe, $\frac{3}{4}$ Arschinen lang und wiegt über ein Pud. Die Fischer schenkten diese Gegenstände dem Geistlichen, der sie aufbewahrte.

Ida Pfeiffer unter den Menschenfressern.

Die bekannte Reisende schreibt aus Sumatra im Oktober 1852: „die Erscheinung eines europäischen Wesens in den freien Batakenländern gehört zu den größten Seltenheiten, besonders seit dem Jahre 1853, in welchem schon zwei Missionäre daselbst getödtet und aufgefressen worden waren. Daß also die Nachricht meiner Ankunft das ganze Land wie ein Lauffeuer durchzog, ist natürlich. Vor jedem Uta, an dem ich vorbei mußte, stellte sich die ganze männliche Bevölkerung auf, versperrete mir den Weg, und im Augenblicke war ein Kreis Bewaffneter um mich, die Lanzen und Schwerter ausstreckten. Ihr Aussehen war über die Maßen wild und Furcht erregend. Ihr Geschrei war erschreckend, sie wollten mich nicht weiter ziehen lassen, sie zeigten an die Kehle, daß sie mich ermorden, und nagten an den Armen, um mir zu verstehen zu geben, daß man mich auffressen wolle. Wenn ich mit ähnlichen wilden Stämmen nicht schon vertraut gewesen wäre, würde mir das Herz oft ängstlich gepöckelt haben. Ich wußte, daß durch Ruhe das Vertrauen der wilden Völker gewöhnlich am Besten zu gewinnen und antwortete gewöhnlich lächelnd: „ich weiß, Du wirst mich nicht tödten, nicht auffressen — laß mich nur weiter gehen — ich gehe mit Dir allein, wenn Du meinem Führer mißtraust.“ Das Kauderwelsch, das ich dabei sprach, die Geberden, die ich dabei machte, die Ruhe und das Vertrauen, das ich zeigte, gewannen mir die Herzen; sie sprachen freundlicher, ließen mich weiterziehen oder beherbergten mich in ihren Utas und gaben mir zu essen. — Ich bin vielleicht im Batakerlande ein Duzend Paale weiter vorgebrungen, als es bisher einem Europäer gelang. Daß man mir nichts anthat, daran war mein Vertrauen und mein Geschlecht schuld. Auch die Bataker hielten mich wie die Dayaker für ein mehr als irdisches Wesen. Sie sagten, sonst würde ich es nicht gewagt haben, mich ohne jegliche Hilfe und Unterstützung in ihre Mitte zu begeben.

Meine Reisen auf Sumatra betragen 721 Paal zu Pferde und 146 zu Fuße. Ich kam zwar mit dem Fieber in Padang an; meine starke Natur hat mir jedoch bald wieder auf die Beine geholfen.“

Ein Recontre auf dem Eisenbahnhofe in Gießen. Folgender Vorfall, wenn auch in Kleinigkeiten abweichend, doch im Ganzen übereinstimmend, ist jetzt die Tagesneuigkeit im ganzen Lande Hessen. Der Kurfürst von Hessen, begleitet von seinen Adjutanten, ging während des Anhaltens des Bahnzugs in Gießen bei seiner letzten Rückkehr von dem Lustschlosse Philippruhe im Bahnhofe auf und ab, als ein fremder Reisender mit brennender Cigarre in dessen Nähe kam. Dem Kurfürst selbst mochte dies wohl entgangen sein, nicht so einem seiner Adjutanten. Dieser hielt sich berechtigt, jenem Reisenden die Cigarre gleichsam aus dem Munde zu stoßen. Auf dessen Anfrage, was ihn das berechtigte? erwiderte jener: die Nähe des Kurfürsten von Hessen. — Der Fremde erklärte, daß er diesen nicht kenne: aber auch eben so wenig als Fremder Rücksicht darauf zu nehmen habe, ob ein König oder Kaiser mit dem Bahnzuge fahre; hier seien, sobald es ein Allgemeiner sei, alle Reisende gleich. Dabei soll er den Adjutanten unjansft berührt, und demselben seine Karte mit dem Bemerkten überreicht haben, wenn er Satisfaction wünsche, heißt es weiter, stehe er jederzeit zu Dienst. — Es sei hierauf an den dortigen Bahnhofinspektor die Zumuthung gestellt worden, dem Fremden das Weiterreisen mit diesem Zuge nicht zu gestatten, was derselbe mit dem Bemerkten zurückgewiesen haben soll, daß dies nicht thunlich sei, es jedoch Sr. königlichen Hoheit frei stehe, einen Extrazug zu nehmen. Der Reisende aber, der erwägend, daß er jetzt auf kurheißisches Gebiet gelange, und so vielleicht augenblicklich in seiner persönlichen Freiheit gefährdet werden könne — habe es vorgezogen, doch lieber zurückzubleiben. — So viel man hört, soll derselbe ein pensionirter französischer General sein und man ist begierig, wie die Sache ablaufen wird.

Stieklafen.

Herrn G. F. in Magdeburg. Ihren Brief haben wir erhalten. Besten Dank für die freundlichen Gesinnungen, welche derselbe ausdrückt. Bald sollen Sie von uns hören. — Herrn B. A. in Wien. Warum Fernando so trüb und bleich? — Herrn F. Gr. in Cottbus. Glücklich in der Heimat eingetroffen? Schreiben Sie uns bald und viel. — Herrn M. H. in Loschwitz bei Dresden. Sie lassen ja gar nichts mehr von sich vernehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.